



Komiker Chaplin, Fields, Keaton: „Ein Komödiant zu sein, ist die traurigste Sache der Welt“

Eine Chance für den Trottel

Der Filmkomiker W. C. Fields (1879 bis 1946) wird in den USA seit 50 Jahren als „nationales Sinnbild des Komischen“ ebenso hochgeschätzt wie Charlie Chaplin oder

Buster Keaton. In Europa jedoch ist der klassische Filmclown nie recht bekannt geworden. Der NDR zeigt in sieben Folgen 13 der wichtigsten Filme mit W. C. Fields.

Er war „der echteste Humorist seit Mark Twain“, der „nobelste aller Spitzbuben“, der „glorreichste Trunkenbold dieses Jahrhunderts“. Sein Publikum, so der Biograph Robert Lewis Taylor, hielt ihn gar „für den größten Komiker, den die Welt je gekannt hat“.

Dennoch blieb das komische Genie W. C. Fields jenseits der Grenzen US-Amerikas weithin unbekannt. Wo Fields' nasaler Akzent, seine Angebereien und sublimen Flüche („Godfrey Daniel!“) nicht verstanden wurden, war seine Wirkung beschränkt.

Nun will das Fernsehen den bulligen Kleinbürgertyp mit den Schweinsäuglein und der Kartoffelnase den TV-Konsumenten nahebringen. Am ersten Weihnachtstag startete das Dritte NDR-Programm eine Fields-Retrospektive, die am Silvesterabend (21.50 Uhr) fortgesetzt wird und bis zum kommenden März insgesamt 13 wichtige Fields-Werke darbietet.

Ob Fields hierzulande ankommt, ist ungewiß. Denn anders als Charlie Chaplins komische Romanzen oder Buster Keatons schwermütige Hanswurstiaden sind Fields Komödien von beispielloser Bösartigkeit. Fields war, hinter der Maske behaglicher Bonhomie, ein wahrer Menschenfeind.

In 40 Filmen spielte er den Biedermann, der gegen seine Umwelt einen hinterhältigen Kleinkrieg führte. Er war ein Duckmäuser und Feigling, ein Lüg-

ner, ein Betrüger und brutaler Prahlhans, der vorzugsweise Untergebene, Kinder und Ehefrauen terrorisierte.

Als Whiskytrinker, Kartenspieler, immer vor Furcht schwitzend, ging er mit weißen Handschuhen, Gehstock und übergroßen Zylinderhüten durch die bornierte Welt des amerikanischen Mittelstandes und suchte Streit. Eine komische Erfindung? „Er spielte“, sagt Carlotta Monti, Fields langjährige Geliebte, „immer nur sich selbst.“

Konsequent hat Fields seine privaten Abneigungen und Vorlieben, seine Tugenden und Laster ins Kino-Bild gerückt. Seine Leinwand-Kriege gegen Eheweiber, Schwiegermütter und aufdringliche Kinder gehen auf Kindheits-Erfahrungen zurück. Als Elfjähriger hatte er das Elternhaus für immer verlassen und später auch die eigene Frau und den Sohn nicht lange ertragen — Familienleben war ihm einfach lästig.

Fields' Film-Fehden mit dem Kleinkinderstar Baby LeRoy gehören zu den Hollywood-Legenden. Bewarf ihn der Knirps, wie es das Drehbuch vorschrieb, mit Eingemachtem, dann rächte sich Fields in den Drehpausen auf seine Weise: Er kippte dem Knaben Gin in den Orangensaft. „Jemand, der Hunde und Kinder haßt“, so lautete Fields' Devise. „kann nicht ganz schlecht sein.“

Vor allem seine Liebe zum Geld jedoch äußerte sich stets drastisch. „Wenn du mich aufheitern willst“, sagte er dem Schauspieler-Freund John Barry-

more, der ihm einen Krankenbesuch machen wollte, „dann bring Geld. Und gib dir keine Mühe mit dem Einwickeln. Ein großes Gummiband reicht völlig.“

Zwei Vorlieben, die Fields immer wieder vor der Kamera darbot, beschäftigten ihn sein Leben lang: das Jonglieren und das Saufen. Beides hatte er etwa zur gleichen Zeit — mit zwölf Jahren — begonnen; und er hatte es darin zur Meisterschaft gebracht:

Zwei Liter Martini täglich (sechs Teile Gin, ein Teil trockener Wermut) dienten ihm als Tranquilizer — als „Berufsaufwendungen“ versuchte er diesen Alkohol-Konsum (7350 Dollar jährlich) von der Steuer abzusetzen und hatte im übrigen nur eine Sorge: „Ich hoffe, das Trinken macht mich nicht zu einem lebenswerten Charakter.“

Fields' Markenzeichen jedoch waren seine Jongleur-Künste. Er konnte beiläufig eine Zigarre durch die Luft wirbeln, eine Treppe hinunterfallen, ohne den Drink in der Hand zu verschütten, und bei Zweikämpfen mit widerspenstigen Billard-Stöcken oder Golfschlägern schien gelegentlich die Schwerkraft aufgehoben — Reminiszenzen an die Kunst, mit der er schon vor seiner Filmzeit Weltruhm erlangt hatte.

Zuerst hatte Fields, 1879 als Sohn eines Londoner Immigranten in Philadelphia geboren, mit den Früchten vom Gemüsekarren seines Vaters trainiert. Als er 14 war, bekam er sein er-

stes Engagement (zehn Dollar Wochen-ge) und war mit 21 Jahren bereits — so hat er sich selbst annonciert — der „größte Jongleur der Erde“. Er war der Star im Berliner Wintergarten und in den Pariser Folies-Bergère und verdiente im amerikanischen Vaudeville-Theater bald 1000 Dollar pro Woche.

Hollywood, das viele Variété-Größen vom Broadway weg engagierte, nahm Fields schon früh, 1915, unter Vertrag. Doch erst als die Bilder sprechen lernten, wurde Fields zum „nationalen Sinnbild des Komischen“ (Biograph Taylor) — und zum Schrecken Hollywoods:

Er machte alles anders, verstümmelte Drehbuchtexte und versuchte sogar in einer ernsthaften Verfilmung des „David Copperfield“ seine erfolgreiche Billard-Gaukelei unterzubringen. „Sein Hauptzweck“, sagte einer der Studio-Leiter, „schien darin zu bestehen, so viele Regeln wie möglich zu brechen und jedermann den größtmöglichen Ärger zu bereiten.“

Der Erfolg gab Fields am Ende dennoch recht. Einmal durfte er einen Film machen, „wie ich es will“. „Never Give a Sucker an Even Break“ (Gib niemals einem Trottel eine Chance) wurde, so „The New York Times“, „die vielleicht perfektste freie Film-Farce, die je gedreht wurde“.

Darin versucht Fields, als Fields, eine Geschichte an den Produzenten zu bringen, in der er als Vertreter für Muskatnüsse nach Mexiko reist, aus dem Flugzeug ohne Fallschirm einer Whiskyflasche hinterherspringt und weich auf dem Gipfel eines Berges im Bett einer liebsten Dame landet, die von einem Gorilla bewacht wird. Zwischendurch besucht Fields auch mal ein Studio, in dem ein ganz anderer Film gedreht wird. Es wird nie ganz klar, welcher Film gerade spielt: der „Sucker“, eine ganz andere Produktion oder die Geschichte, die Fields an den Mann bringen will.

In die abstruse Handlung packte Fields noch einmal all die oft erprobten Gags. Er betrügt und wird betrogen, er jagt nach Schnaps, Geld und Erfolg, und hin und wieder fällt ihm auch einmal ein Felsbrocken auf den Kopf. „Bist du verletzt, Onkel Bill?“ fragt ihn die Nichte Gloria teilnahmsvoll. „Sei nicht albern“, schnarrt Fields zurück, „warum sollte ein Fels, der aus tausend Fuß Höhe auf meinem Schädel landet, mir irgendwelchen Kummer machen?“

Nur auf das Jonglieren hat Fields im eigenen Film verzichtet. Eine Arthritis hatte seine Finger steif werden lassen; sein Körper war vom Alkohol aufgeschwemmt und unbeweglich geworden.

„Ein Komödiant zu sein“, sagte der Komödiant am Ende seines Lebens, „ist die traurigste Sache der Welt.“ Als Fields am 1. Weihnachtstag vor 25 Jahren an einer Leberzirrhose starb, verabschiedete er sich auf angemessene Weise: „Scheiß auf die ganze gottverdammte Welt“, sprach er und verschied.

TV-SPIEGEL

Hermann Schreiber

Kuli und die Realität

Nichts für ungut, Nachbarn, aber so interessant wie die Kommentare, die er auslöst, kann der Kuli selber gar nicht sein.

Einen „ostpolitischen Propagandisten der Bundesregierung“ schilt ihn die CDU, der „in penetranter Weise“ für die Regierungsparteien zu werben versuche. „Skandal um Kuli“, sekundiert Springers heile „Welt am Sonntag“, und das „Hamburger Abendblatt“ meldet schlicht: „SPD-Bundesgeschäftsführer Wischniewski ist zurückgetreten — Showmaster



Quizmaster Kulenkampff
„In penetranter Weise?“

Hans-Joachim Kulenkampff empfahl sich als sein Nachfolger.“

Nämlich: Kuli hat seine ausländische Kundschaft in der letzten „Guten Abend, Nachbarn!“-Sendung das Ergebnis einer Emnid-Umfrage zur Ostpolitik der Bundesregierung raten lassen, und das war positiv: 63 Prozent der Befragten waren für die Ostpolitik, 30 Prozent dagegen, sieben Prozent ohne Meinung. Kuli hat an diesem Ergebnis offensichtlich seine Freude gehabt (Kunststück: daß der Mann SPD wählt, hat er 1969 weidlich bekanntgemacht), aber erfunden oder manipuliert hat er es nicht.

Das wirft ihm denn auch niemand vor. Die Kritiker schreiben nicht: Das war falsch, was der Kuli gesagt hat. Sie schreiben: Es war falsch, daß er es überhaupt gesagt hat — im Fernsehen, am Samstagabend, in einer Unterhaltungssendung.

Vielleicht sind wir schon so daran gewöhnt, deutsches Fernsehen und Proporz als synonym zu begreifen,

daß uns an dieser Betrachtungsweise gar nichts mehr auffällt. Dabei steckt eine ganz neue Definition der deutschen Wirklichkeit darin, ein neuer — christdemokratischer — Realitätsbegriff.

Umfragen zur Ostpolitik der Bundesregierung mit positiven Ergebnissen gibt es schließlich schon eine ganze Weile, auch genug, um politisch denkende Wähler zu beeindrucken. Aber als politische Realität anerkannt werden sie (von der CDU) offenbar erst, seit Kuli eine solche Umfrage ins Bewußtsein seines Publikums gehoben hat.

Oder nehmen wir das Beispiel Esther Vilar: die existierte auch schon, ehe Dietmar Schönherr und Vivi Bach sie eines Samstagabends auf ihre Rate-Familien ansetzen — aber sie existierte eben nur als Gebrauchsschriftstellerin, die ein hübsch aufgeplustertes, vergleichsweise unbedeutendes Feuilleton über den „dressierten Mann“ auf den Markt gebracht hatte, nichts weiter. Zu unserer Wirklichkeit — als „Fall“, als Buhfrau der deutschen Muttis, als Vortragsreisende — gehört sie erst seit „Wünsch dir was“.

Cogito, ergo sum, ich denke, also bin ich — das war die Logik des vor-elektronischen Zeitalters. Heute wird gefragt: „Was bin ich?“, und die Antwort lautet: nichts, es sei denn, ich erscheine im Fernsehen, am besten in einer Fernseh-Show. Das gilt, um es gleich in Rainer Barzels Begriffen zu fassen, für Menschen, Informationen und Meinungen. Real ist, was gesendet wird.

Es geht hier nicht um Politik und Unterhaltung; die beiden sind seit eh und je so schwer zu trennen wie „panem et circenses“; soll der Proporz für die nötige Balance sorgen. Hier geht es vielmehr um den christdemokratischen Glauben, man könne das Bewußtsein der Menschen nur bilden, solange ihnen warm ums Herz ist — also samstags bei Kuli zum Beispiel.

Wenn das wahr ist, dann hilft alles nichts: dann muß sich die CDU nach einem ihr nahestehenden Quizmaster umtun. Man soll Rainer Barzel gewiß nicht unterschätzen, er weiß recht artig Fragen zu stellen, hat überhaupt Talent und wohl auch einen cleveren Kostümberater (als er neulich nach Moskau kam, hätte man ihn glatt für „Mister Money-maker mit der Balalaika“ halten können). Aber er kann schließlich nicht alles selber machen.